

Der Ueberwinder [Fortsetzung]

Autor(en): **Aeby, Alfons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 8

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636342>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 8 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

22. Februar 1936

Anruf. Von Peter Bratschi.

O Mutter, warum gingst du schon? —
So viel hätt' ich dir noch zu sagen
Aus irren, schuldbeladenen Tagen.
Ich möchte jetzt nach vielen Fahrten
Ausruh'n in deinem stillen Garten.

O, daß ich könnte legen jetzt
Mein müdes Haupt in deine Hände,
Dann wäre bald mein Schmerz zu Ende.
O ferne Mutter, dich erbarme,
Nimm bald mich fort in deine Arme!

Der Lebenstag ist Lieb' und Weh.
Du, Herz, bist voll und reich von beiden.
Zum Wandern lass dich festlich kleiden.
Dort in des Himmels tiefster Ferne,
Da leuchten unsrer Heimat Sterne.

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

8

9. Kapitel.

Lehrer Lothar war selig. Sein Gemüt glich der Helligkeit der Sommertage, die in einer endlosen Reihe selten schön aus taufriichen, erquickenden Nächten zu blauen, lichtdurchfluteten Blumenglocken aufgingen. Unter diesem blauen Himmel war alle Not des Alltags erloschen.

Lothar schritt wie ein Sieger durchs Dorf. Die Leute munkelten, der Oberlehrer sei hochmütig.

Ein Anflug von Stolz mochte sein starkes Selbstbewußtsein auch tatsächlich beherrschen. Die Briefe, die zweimal in der Woche von Lauigrund herunterflogen, liehen immer mehr und mehr die Gewißheit, daß ihm die seltene, kaum in den kühnsten Träumen gehegte Erfüllung zuteil geworden war, die Liebe eines reichen, schönen und gebildeten Mädchens zu besitzen.

Er verachtete fast mitleidig die Römerswiler, weil sie mit keinem Zeichen eine Anerkennung äußerten über das Denkmal, das er der Gemeinde in der Zeitung gestiftet hatte.

Er ließ kaum die mütterliche Lehrerin Spender noch gelten. Die andern, besonders die frostige Lehrerin Seiler und der schmollende Holzer, wurden als vorisintflutlich überlehen.

Fridolin Holzer war kein schlechter Lehrer.

Er ging die überlieferte Straße guter alter Methoden und wich davon auch nicht um ein angenehmes Seitenweglein

ab. In früheren Jahren hatte er aus Lehrerzeitschriften die gedruckten Präparationen gesammelt und aus ihnen nicht nur Gang und Lauf des Stoffes studiert, sondern sie auswendig gelernt und sie meist wörtlich zur Anwendung gebracht. Die Präparationen lagen bei der Behandlung des Stoffes auf seinem Bulte, zur Unterstützung seines etwas hüpfenden Gedächtnisses, und weil er um kein Haar von dem sicheren Pfad des vorgeschriebenen Zieles abzuweichen sich getraute, um des Erfolges nicht verlustig zu gehen. In den letzten Jahren verfaßte er seine Lehrübungen selbst. Aber kein wichtiges Pensum geschah, das er nicht vorher schwarz auf weiß niedergelegt hätte. Daß er bei seinen Buben das Gedächtnis übte und sie zur Rechtschaffenheit anhielt, waren sein Erfolg und sein Verdienst.

Dennoch war die Disziplin unmöglich ohne Haselsteden; noch entfesselten sich die üblichen Flegelleien von Faulheit, Trotz und Widerspenstigkeit bei seinen Buben, noch durchbrauste die Schultube bei der Exekution eines Widerhaarigen Protestgeschrei, und jede Dummheit entfesselte haltloses Gebrüll, bis der Lehrer mit dem niedergeschmetterten Bultdeckel wie eine Kanonensalve den Lärm überdonnerte. Noch bedurfte Fridolin zwölf Schulstunden, um die Hochzeit von Kanaan nach den fünf formalen Stufen einwandfrei und gründlich durchzubehandeln, und noch befahl ihn das Lampenfieber, wenn der Besuch des Inspektors in Sicht war.

Zwischen den beiden Kollegen steigerte sich die Schwüle der Atmosphäre und ließ den Ausbruch eines Gewitters erkennen.

Holzer empfand des andern selbstsichere Art als offene Beleidigung und als Verachtung seines bescheidenen Wesens. Heimlich konnte er darüber in Schwermut fallen und bitterlich weinen. Lothar aber schob den Grund des Haderns dem wunderlichen Fridolin zu und lachte in der Seligkeit seiner Frauenfreundschaft darüber.

Wieder hatte Lothar einen langen Brief aus Lauigrund erhalten. Die Sonne der Gunst wandte sich vollstrahlend dem jungen Entdecker von Römervon zu. Beiläufig erkundigte sich Claire auch, ob es sich bewahrheitete, daß die Familie Holzer in Konkurs geraten sei. Wenn dem so sei, möchte Lothar den Kollegen Fridolin aufmuntern, denn der gute Patron trage alle Lasten einer unpraktischen Familie.

Lothar war betroffen von dem edlen Menschentum Claires. Das Mädchen beschämte ihn.

Sogleich faßte er den Entschluß, diesen grundlosen Zwist zu beseitigen. Diskret erkundigte er sich beim Gastwirt über die Verhältnisse der Familie Holzers und fand die Nachricht Claires bestätigt.

Lothar suchte in bester Absicht den Kollegen auf. Er hatte von einer Platane ein Blatt gefunden, dessen Weichteile bis auf die Rippen herausgefressen waren. Es sah wie eine entzückende Broderie aus. Aber Holzer mißtraute der freundlichen Frage nach der Ursache dieses Meisterwerkes und antwortete nach einigem zähen Schluden: „Wenn man allwissend ist, sollte man die andern nicht aus Narretei fragen.“

„Allwissend ist nur der Herrgott“, entgegnete Lothar. Sein Annäherungsversuch hatte einen Dämpfer erhalten.

Holzer wurde zugeknöpft und sagte feindselig: „Aber du bildest dir ein, du könntest die Sterne vom Himmel herunterholen.“

„Gewiß nicht“, gab Lothar zurück, „so wenig du Sterne hinauffstellst.“

„Ich hoffe doch einmal meinen eigenen.“

„Den möchte ich leuchten sehen“, spottete Waldauer.

„Rein Hochmut sieht die guten Sterne“, entgegnete Holzer, „übrigens mißbillige ich deine Artikel über Römervon und die Arbeitsschule ganz und gar!“

„Muß ich dir sagen, was ich an dir nicht gutheiße?“

„Von deiner Seite will ich kein Urteil hören.“

„Du bist es von dieser Seite auch nicht wert“, peitschte Lothar und warf das seltene Platanenblatt zur Erde und zertrat es.

Holzer erschrak vor dieser Heftigkeit, die für die ganze Umgebung gefährlich werden konnte, und verzog sich schleunigst in seine Festung.

Lothar stand noch eine Weile in der Vorhalle. Mut schüttelte ihn.

In Holzers Wohnung jammerte das Harmonium. Es war ein unbeholfenes Spiel. Wenn auch Takt und Rhythmus in richtigem Flusse dahinschwebten, so fühlte man doch aus dem Tongefüge die Schwerfälligkeit der klobigen Fingerringel. Nun gesellte sich zur Musik der Gesang einer he-

lern, fast kläglich Stimme. Die Worte waren nicht verständlich, aber nun schien es Lothar, der Sänger weine. Des Jüngern Zorn verebbte. Unerfaßlich, wenn man zwanzig Jahre des Unterrichtens und der erzieherischen Schule hinter sich hatte und das Lebensbächlein von all den vielen Steinen und den Sandbänken und sicher auch von viel Sonnenschein geläutert sein sollte, die überschwemmende Flut der Leidenschaften allein herrschen zu lassen. Ein Lehrerleben barg für wahr der Rätsel viele.

Die Lehrerin Seiler schien anders geartet. Die lebte der Schule und erteilte den Unterricht in einer Art und Weise, daß die edle, sichere und zielbewußte Führung auf das ganze Dorf abfärbte und besonders den zukünftigen Frauen und Müttern zugute kam.

Lothar hatte zu Beginn seiner Tätigkeit öfters ein vertrauliches Gespräch über die Schule anknüpfen wollen, aber Fräulein Seiler war jedesmal ausgewichen. Sie hüllte sich in Unnahbarkeit. Da mied er sie, grüßte knapp und wollte es nicht anerkennen, daß die Lehrerin ihre Klassen ebenso sicher in ihrer Hand hielt, wie er die seinen.

Eines Tages erschien sie in einem hellen Kleid und breitrandigen Biedermeierhut. Sie schien Lothar eine andere. Sogleich schritt er auf sie zu, bewunderte ihren Liebreiz und wagte fast ein Kompliment. Da schob ihr die Röte ins Gesicht und unwillig wandte sie sich zum Gehen.

Andern Tages trug sie wieder ein schwarzes Kleid, ging züchtig und flink, ein bißchen nach vorn geneigt, die Umwelt übersehend, ihres Weges. Lothar sah sie nach der Schule zur Kirche gehen. Da mißfiel sie ihm in ihrer engherzigen Frömmigkeit wieder völlig, und er nannte sie spöttisch das Rönnechen.

Eines Abends nun, als die beiden feindlichen Lehrer sich wieder ihre gemischten Gefühle zuorgelten und zugeigten und die ganze Stala von Gereiztheit und das Verlangen nach Versöhnung, welche letztere sie im Grunde beide herbeiwünschten, in Musik austobten, klopfte es kräftig zugleich an die Türe des Orgelspielers und an jene des Geigenkünstlers. Beidseitig brach das Spiel ab und fast gleichzeitig öffneten sich die Pforten und die beiden Lehrer standen sich gegenüber. Beide waren hemdärmelig. Holzer hatte die Ärmel hochgekrempelt, weil die Manschetten ausfaserten; Waldauer aber trug ein blaues, hausliges Sommerhemd mit Doppelmanschetten.

In der Vorhalle stand die Lehrerin in hellem, sommerlichem Kleid, grüßte beide mit lächelndem Nicken und nahm mit etwas unruhiger Stimme das Wort. „Ihr wollet entschuldigen, wertere Kollegen, daß ich euch in eurem harmonischen Spiel zu stören wage. Es sind mir hier zwei Musikblätter in die Hände gekommen, die vermutlich denselben Text zur Unterlage haben. Ich möchte meinen Kollegen je ein Blatt unterbreiten, und beide bitten, die Sache augenblicklich zu ergründen und mir Mitteilung über den Text zu machen. Ich warte auf die Antwort. Darf ich herzlich bitten.“

Sie bot jedem ein in festes, rotes Papier eingeschlagenes Musikblatt. Holzer nahm es zögernd entgegen, als wünsche er eine nähere Erklärung. Lothar ergriff es mit Interesse, eine List ahnend. Er wollte auch gleich auf der

Schwelle Einsicht nehmen, aber sie wehrte: „Nicht so, legt es drinnen aufs Notenpult, spielt das Stüd und gebt mir über den Text nachher Bescheid.“

Sie strahlte beide gleich liebenswürdig und bitend an. Lothar ersuchte sie einzutreten, man wolle das Rätsel gemeinsam lösen. Sie lehnte freundlich ab. Draußen wolle sie warten, bis der Entscheid gefallen sei.

Die feindlichen Kollegen verzogen sich jeder in sein Gehäuse.

Mit bang klopfendem Herzen horchte Gertrud Seiler.

Das Harmonium gab zaghaft suchende Töne. Die Noten wurden abgetastet. Das war die Einleitung, von ihr selbst komponiert. Nun kam die Entscheidung, nämlich das Lied, die Melodie richtig herauszufinden! Holzer hatte es schon, obgleich sie den Takt weggelassen hatte, aber auch bei Waldauer erklang ohne die Einführung jubelnd die choralmäßige Melodie des Liedes: „Wozu frommt uns der Streit auf Erden, der Friede nur läßt selig werden!“ Mit einem jauchzenden Doppelgriff schloß Lothar das Lied.

Das Geigenspiel umfing die Lehrerin wie ein feinmaschiges Seidennetz. Sie wußte wohl, daß Lehrer Lothar die Violine meisterte, aber daß er einen solch gelenken und reinen Bogenstrich und einen solch innigen Geigenton zu bilden vermöge, hatte sie noch nie Gelegenheit gehabt, auszukosten. Sie hatte jedesmal, wenn sie am Schulhause vorbeiging und der Lehrer spielte, im verlangsamten Gehen hingelauscht, und das Spiel hatte sie jedesmal in sehnüchtige Unruhe versetzt. Es durfte jedoch nicht sein, daß ihre Träume an diesem leidenschaftlichen Lehrer hingen. Es befeelten sie unwiderstehliche, tiefe Gefühle für diesen Menschen, aber sie mußte sie mit heftigstem Willen niederzwingen, denn sie fürchtete sich vor einem Betrug. Und dennoch, wie klopfte jetzt ihr Herz, wie genommen war ihr Sinn.

Da erklangen fortissimo die Töne des Harmoniums und jene der Violine, und nun spielten die Lehrer das Lied gemeinsam, als wären sie ein Herz und eine Seele.

Gertrud lehnte betäubt und beglückt an das Geländer der Stiege. Sie wollte fliehen, da sie ihre Mission erfüllt sah. Aber die Fänge des Glückes hielten sie fest.

Strahlend stürmte Lothar aus seiner Wohnung, wie zu einer Umarmung bereit. Geige und Bogen schwang er in der Linken. Dann besann er sich und spielte jubelnd die gefundene Melodie des Liedes. Die Lehrerin horchte zu und nickte. Da schritt er auf sie zu, umfakte ihre Hand und sagte in überschwenglicher Art: „Sie haben recht, Fräulein Seiler. „Wozu frommt uns der Streit auf Erden?“ Das war eine glänzende Idee. Durch die Blume, aber deutlich, bildhaft und bildend. Sie sind nicht nur ein wunderbares, sondern ein wundertätiges Mädchen.“

Sie lächelte; ihre Augen schimmerten feucht. Sie brachte kein Wort über die zitternden Lippen.

Nun kam auch Holzer. Er hatte seinen Kittel ange-



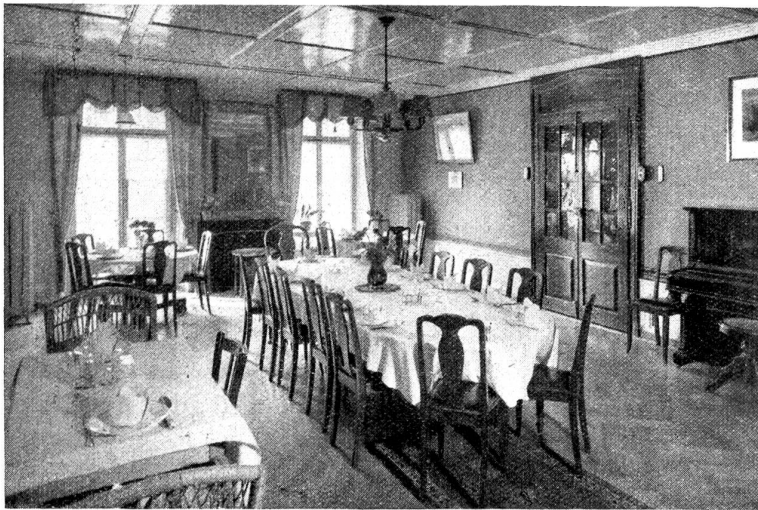
Die Herberge zur Heimat an der Gerechtigkeitsgasse, Bern. Zum Aufsatz S. 144.

zogen und zugeknöpft; sein Gesicht leuchtete. Er hüpfte auf Fräulein Seiler zu und stotterte in freudiger Erregung: „Sie haben in alle Ewigkeit recht, der Friede nur läßt selig werden.“

„Verzeiht mir diesen Scherz, der ernst gedacht war“, sagte die Lehrerin, „aber ich konnte euch als Kollegen nicht in einem grundlosen Streite sehen, im Interesse der Schule und des Dorfes nicht, und auch im Interesse der Erzieher und der Menschlichkeit und des Christentums nicht.“ Sie blickte beide mit schalkhaft frischen Augen an. „Sie wissen ja, Beispiele reißen hin, im guten und im schlimmen Sinn. So appellierte ich an euer besseres Sein. Ich sehe, ihr habt mich verstanden! Ich danke euch.“

Die beiden Lehrer standen sich verlegen und ein wenig verschämt gegenüber.

Lothar sah den Scherz bald nüchterner an, ein Unbehagen beklammte ihn, das nur durch das helle Kleid und das lichte Wesen der Lehrerin behoben wurde. Holzer aber war von der Idee der Kollegin zu Tränen gerührt. Das war christliche Diplomatie erster Güte.



Herberge zur Heimat, Bern. Speise- und Sitzungssaal.

Die Lehrerin erkannte richtig, wie die beiden Hartköpfe das erste Wort zur Versöhnung nicht finden konnten und gewohnt, in solchen Fällen zu befehlen, sagte sie in schönstem Lehrton: „Nun gebt euch die Hand, bitte! Ich will in eure verschlungenen Hände das Symbol pflanzen, das gute Menschen stets an die schönsten Tugenden erinnert.“

„Gut also“, sagte Lothar, schwang Geige und Fiedelbogen unter den Arm und bot Holzer die Hand. „Guten Abend, Fridolin.“

„Guten Abend, Lothar“, würgte Holzer ergriffen heraus und umschloß die Hand des Jüngers mit seinen beiden prunkigen Händen. Er kam sich wie der verlorene Sohn vor, der die ersehnte Heimstätte wieder gefunden hat.

Die Lehrerin schälte aus einem Papiere eine Lilie und eine Rose und steckte die Blumen den beiden Männern zwischen die verschlungenen Hände.

„Lachet nicht“, sagte sie schalkhaft, „es liegt Sinn im Spiel. Ihr könnt sie verteilen nach eurem Wunsch und Willen, aber bitte streitet nicht darum. Ich wünsche euch friedsame Ruhe und ein friedseliges Erwachen.“

Schon hastete sie die Stiege hinunter. Lothar rief sie zurück, aber sie wandte sich erst unten an der Stiege um, winkte mit der Hand und verschwand um die Ecke. —

Die beiden Lehrer sahen sich an wie dumme Jungen und lachten dann herzlich heraus. Dies Lachen brachte Befreiung.

„Wie teilen wir nun?“ fragte Lothar.

„Du kannst beide Blumen behalten“, sagte Fridolin.

„Nein, teilen wir brüderlich. Jedem das Seine, das heißt, was ihm zu blühen scheint.“

Er übergab Fridolin die Lilie und behielt für sich die Rose. Frohgemut gingen sie auseinander, begaben sich spät zur Ruhe, ganz betäubt vom süßen Duft der Versöhnungsblume und voll Dankbarkeit für das kluge Mädchen, das ihnen auf so eigene Weise die Freundschaft wieder geschenkt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Herberge zum Volkshotel.

Die Herberge zur Heimat an der Gerechtigkeitsgasse feiert in diesem Jahr ihr 25jähriges Bestehen. Ein Stück Zeitgeschichte ist in dieser Institution verkörpert.

Herbergen gab es in der Stadt Bern bereits im frühesten Mittelalter. Die Klöster nahmen meist die Leute auf, die zu Fuß das Land durchreisten. Während der Kreuzzüge wurden den Pilgern Stätten bereitet, in denen sie sich ausruhen und erholen konnten. Eine solche Herberge bestand in Bern seit dem 14. Jahrhundert an der Brunnengasse, da, wo einstmal der Weg zum Predigerkloster führte, doch fiel sie dem großen Brand von 1405 zum Opfer. Sie wurde jedoch wieder aufgebaut und trug eine Zeitlang den Namen St. Jakobs-Spital. Durch Beschluß der Berner Kammer wurde sie 1531 als selbständige Einrichtung aufgehoben und mit dem „Oberrn Spital“ vereinigt. Als dessen Nachfolger nahm die mit dem Burger-Spital erbaute Passantenherberge die Wanderer sodann auf. In neuerer Zeit ist eine Herberge nach deutschem Muster im Gasthof zum „Schlüssel“ entstanden, die zu einer „Gesellenherberge zur Heimat“ umgewandelt wurde. Nach vier Jahrzehnten wurde sie jedoch liquidiert.

Neben diesen Herbergen gab es in Bern wie auch in andern Städten die Zunft-herbergen, die mit dem Handwerkerstand eng verknüpft waren. Aber mit dem Zerfall des Handwerks nach der großen Revolution verloren die Meister das Interesse an diesen Institutionen; diese kamen in die Hände gewissenloser Menschen und wurden zu den berüchtigten Pennen, in denen mancher junge Mensch verdorben wurde.

Der Kirche war es vorbehalten, für die Leute der Landstrasse Institutionen zu schaffen, in denen sie sich auf ihren Wanderungen ausruhen und erholen konnten. Vor 25 Jahren erwarb nach dem Eingehen des „Schlüssels“ an der Metzgergasse als Gesellenherberge ein mit den nötigen Vollmachten ausgestatteter Vorstand das von Wattenwylhaus an der Gerechtigkeitsgasse, um es zu einer Herberge umzugestalten. Von den Gründern dieser Institution sind nur mehr zwei Männer am Leben, die Herren G. Fueter, Kaufmann, und F. Dachselt. Nach den Erfahrungen, die im „Schlüssel“ gemacht wurden, entschloß man sich zu einem alkoholfreien Betrieb. Und seit 24 Jahren stehen der Heimat Herr und Frau Haller-Feller als Hauseltern vor.



Herberge zur Heimat, Bern. Ein Schlafsaal.